

TROPEN

»EIN INTIMER BLICK AUF
EINE UNGEWÖHNLICHE FAMILIE«
HILKA SINNING, ttt

Mein
Bruder
Che



JUAN MARTÍN GUEVARA

ARMELLE VINCENT

SACHBUCH

Geschehen wunderbar überblicken: den Stadtteil Vedado, La Rampa, die berühmte Uferstraße Malecón, das Castillo del Morro, das Meer. Sie ergötzt sich an so viel Glück. Sie hat ein Programm für sich aufgestellt: Sie will möglichst oft ihren Sohn sehen, dann diesen Fidel treffen, von dem in Ernestos Briefen und in der Presse so viel die Rede war, und möglichst alles über diese Revolution und ihre politischen, philosophischen, wirtschaftlichen und lebenspraktischen Ziele erfahren. Die Pläne meines Vaters sind profaner. Unter anderem hegt er den Wunsch, Beziehungen zu knüpfen, die ihm - wer weiß - in der Zukunft einmal nützlich sein könnten.

Unsere Reise war anstrengend. Glücklicherweise und noch immer ungläubig, dass wir unter demselben Himmel schlafen dürfen wie Ernesto, legen wir uns inmitten des Blaskapellen-Tohuwabohus, das von der Straße heraufplärrt, zur Ruhe.

Als er am nächsten Tag erscheint, um mit uns zu Mittag zu essen, platzt er zu seinem Erstaunen in einen Fototermin, den mein Vater mit einem Onkel und einer Cousine Fidels, Gonzalo und Ana Castro Argiz, arrangiert hat. Der Stolz des frisch erlangten Ruhms ihrer nächsten Verwandten hat sie einander nähergebracht. Ernesto ist aufgebracht. Er sähe es lieber, wenn sein Vater sich angesichts der Würde des Ereignisses mehr Zurückhaltung und Diskretion auferlegte. Aber ebenso gut könnte man einen Filmstar beim Festival in Cannes bitten, unsichtbar zu bleiben. Mein Vater ist ein leicht entflammbarer Mann, und diese schicksalhaften Ereignisse kommen ihm gerade recht, liefern sie ihm doch den perfekten Rahmen, sich in Szene zu setzen. Die Folge: Mit jedem neuen Fauxpas meines Vaters wird Ernestos - und meine - Gereiztheit in den nächsten Tagen anwachsen. Mein Vater wird in eine Reihe unverzeihlicher Fettnäpfchen treten und damit seine vorzeitige Abreise heraufbeschwören.

Eine der trefflichsten Qualitäten meines Bruders ist seine Rechtschaffenheit, sein angeborener und unerschütterlicher Sinn für Gleichheit und Gerechtigkeit. Eine unverbiegbare, fast starrsinnige Aufrichtigkeit, die er von unserer Mutter geerbt hat und die schon immer hart auf die Vorstellungswelt unseres Vaters und seine Neigung geprallt ist, es überall mit irgendeinem Dreh zu versuchen. Jetzt schwebt mein Vater im siebten Himmel. Er genießt den Luxus, schwelgt förmlich darin, besonders, weil er ihn schon längere Zeit

entbehren musste. Dazu kommt, dass wir selbst im Haus meiner einigermaßen begüterten Eltern diese anscheinend typisch amerikanische Art von modernem Komfort nie gekannt haben. Unser Badezimmer hier ziert ein riesiger Jacuzzi-Whirlpool. Der Kühlschrank hat einen Knopf, bei dessen Betätigung fertige Eiswürfel ausgeworfen werden. Auf einen Heranwachsenden wie mich, der nie gereist und in einem baufälligen Haus aufgewachsen ist, wirkt so viel Opulenz ungeheuerlich und irritierend. Meine Mutter, die immerhin mit Seidenkleidern und Privilegien groß wurde, findet das vor dem Hintergrund einer Revolution unerträglich und skandalös. Zwei Tage nach unserer Ankunft verlangt sie, dass wir in ein weniger luxuriöses Hotel verlegt werden. Wir landen schließlich im Comodoro, das unmittelbar am Strand liegt, in einer Suite mit einem verrückt großen, runden Bett, in dem schon die mexikanische Schauspielerin María Félix gelegen hat. Unser Fenster geht auf einen Pier hinaus, an dem Luxusjachten vertäut sind. Das Dach des Hotels verfügt über einen Hubschrauberlandeplatz, auf dem auch Ernesto für ein paar Überraschungsbesuche aufsetzen wird. Das Hotel Comodoro ist kaum weniger luxuriös als das Hilton, aber das einzig noch verfügbare. Wir müssen uns den Gegebenheiten fügen!

Fidel Castro ist zwei Tage nach uns von Santiago de Cuba nach Havanna gekommen und wie ein Held gefeiert worden. Er hat eine Rede gehalten und seine Gemächer in der dreiundzwanzigsten Etage des Hilton bezogen. Ernesto hat eine Beziehung mit Aleida March, einer jungen kubanischen Revolutionärin, der er in der Sierra Maestra begegnet ist und die sich im Dschungel vor Verhaftung und Folter verstecken musste. Trotzdem ist er in einem mönchischen Zimmer in der Festungsanlage San Carlos de la Cabaña⁸ untergebracht, wo die Prozesse gegen Mitglieder des entmachteten Regimes bereits voll im Gang sind, mit deren Durchführung Fidel ihn betraut hat. Eine Verantwortung, die ihm wegen der zahlreichen Todesurteile schlimme Vorwürfe einhandeln wird. In einem Interview äußert er sich dazu: »Meine Position ist schwierig. Ich trage die Verantwortung für das Strafmaß. Unter den gegebenen Umständen kann ich zu den Beschuldigten keinen Kontakt haben. Ich kenne keinen einzigen der Gefangenen von La Cabaña. Meine Funktion beschränkt sich auf den Vorsitz des Obersten Gerichts und die nüchterne Analyse der Fakten.

Und dabei lasse ich mich vom Prinzip leiten, dass revolutionäre Gerechtigkeit wahre Gerechtigkeit ist.« Wie Aleida später in ihrer Autobiographie⁹ schildert, sind diese Prozesse, bei denen Che nie persönlich anwesend ist, außer manchmal in Berufungsverhandlungen, für ihn sehr unerfreulich und belastend, besonders wenn die Familien der Angeklagten gekommen sind und ihn um Milde anflehen.

Man hat Ernesto der Grausamkeit bezichtigt. Nichts könnte falscher sein. Im kubanischen Dschungel behandelte er feindliche Gefangene mit Menschlichkeit. Wenn sie verwundet waren, wurde er zu ihrem Arzt und pflegte sie. Im bolivianischen Urwald entließ er sie in die Freiheit. Die Gefangenen in der Cabaña aber waren keine Chorknaben: Hier hatte man ein Sammelsurium von Folterknechten schlimmster Sorte aus der kubanischen Diktatur vor sich. Typen, die andere Leute eingeschüchtert, bedroht, gequält und ermordet hatten. Ernesto hat uns erklärt, dass sich die Führer der Revolution zu den Prozessen entschieden hätten, damit es nicht zu der weit hässlicheren Selbstjustiz durch den Mob käme. Denn die Leute verspürten ganz allgemein große Lust, die Gehilfen jener Henker zu lynchen, die ihnen diese Gräueltaten angetan hatten.

Ernesto hat mir kategorisch verboten, zur Cabaña zu gehen. Bei einem Verfahren bin ich trotzdem gewesen: Am dritten Tag meines Aufenthalts in Havanna schlich ich mich zum Basketballstadion, das auf dem Weg zum Stadtbezirk Boyeros liegt. Dort fand der erste Prozess statt, der einzige, der öffentlich abgehalten wurde, und der einem für seine Grausamkeit bekannten Sadisten galt, Sosa Blanco. Ich habe eine abscheuliche Erinnerung davon zurückbehalten. Auf dem Basketballfeld, auf dem man ihn verurteilte, herrschte eine abstoßende Atmosphäre, als sei man bei einem Fußballspiel. Die Zuschauer waren äußerst aufgekratzt und johlten: »Mörder!« Auch wenn sich der Angeklagte unmenschlicher Taten schuldig gemacht hatte, war das Spektakel mehr als schrecklich. Ernesto hatte mir bereits gesagt, dass man aus diesen Prozessen keine wie immer geartete Befriedigung ziehen könne. Er hatte recht. Daher habe ich anschließend nie wieder versucht, mich in die Cabaña zu schmuggeln.

Manchmal, um auf andere Gedanken zu kommen, besucht Ernesto uns im Comodore. Wir warten bis seine Entourage den Raum verlassen hat, um die Revolution für eine Weile zu vergessen und über

Argentinien und die guten alten Zeiten zu sprechen. Er fragt uns über die Familie aus und erkundigt sich nach jedem Einzelnen, vor allem nach dem Wohlergehen von Roberto und Ana María, die zu Hause geblieben sind. Ich lechze nach einer Gelegenheit, mit ihm allein zu sein. Als sie kommt, ziehe ich ihm zuerst das Barett vom Kopf und sage mehrmals zu ihm: »Für die anderen magst du der *Comandante* sein, aber nicht für mich!« Daraufhin fängt er an, mich zu provozieren und zu veräppeln. Das ist seine Art, Spaß zu haben, die Spannung etwas herauszunehmen. Auch er scheint diese intimen Augenblicke zu brauchen, in denen er seine Verantwortung vergessen und einfach wieder nur mein Bruder sein kann. Es gibt Dinge, die nur uns gehören und die er unmöglich mit den Menschen teilen kann, die jetzt um ihn sind. Außerdem haben wir ihm gefehlt, sechs Jahre lang.

Als wir eines Tages allein in seinem Büro sind, bekommt er Lust zu boxen. Er entledigt sich des Tragetuchs, das seiner ausgerenkten Schulter Halt geben soll, und versetzt mir einen Schlag mit der Faust. Ich erwidere die Attacke und erwische ihn am Ellbogen. Er sackt zusammen und setzt eine leidende Märtyrermiene auf. Als ich zu ihm gehe, um ihm aufzuhelfen, landet er einen überraschenden Hieb, der mich rückwärts stolpern lässt. Ich bin stocksauer und beschimpfe ihn. Er lacht sich kaputt. Dann fordert er mich auf, mich hinzusetzen, und sagt: »Lass dir das eine Lektion sein, *hermanito*¹⁰. Niemals die Deckung fallen lassen, solange der Feind noch in der Nähe ist.«

Die restliche Zeit bläut er mir ein, dass ich studieren soll. »Es ist wichtig, dass du lernst«, wiederholt er. Ich bin der Einzige von den Geschwistern, der sich geweigert hat, ein Universitätsstudium zu beginnen. Ernesto ist Mediziner, Roberto Rechtsanwalt, Celia und Ana María beide Architektinnen. Ich dagegen würde am liebsten möglichst bald arbeiten und ein proletarisches Leben führen. Als er anderntags wieder damit anfängt, bedeute ich ihm, ein für allemal den Schnabel zu halten: »Wenn mich nicht alles täuscht, hast du ein Arztdiplom, oder? Und was machst du damit? In welcher Praxis arbeitest du gleich?« – »Aber studieren ist doch nicht nur das«, antwortet er. »Es ist eine unentbehrliche geistige Tätigkeit.« Meine Argumente sind mehr Notwehr als Überzeugung. Ich habe keine Lust zu studieren, punktum! Meine Mutter ist es leid, mich zu motivieren, und mein Vater viel zu sehr damit beschäftigt, sein eigenes Leben außerhalb des

Familienhorts auf die Reihe zu bekommen. Dafür bin ich eine gefräßige Leseratte, was uns erlaubt, packende Gespräche zu führen. Ernesto ist brillant und gebildet. Er ist ein Anhänger von Marx, Engels und Freud, aber auch ein Fan von Jack London und Jorge Luis Borges, von Baudelaire, León Felipe, Cervantes und Victor Hugo. Er verfügt über gründliche Kenntnisse der Werke von Merleau-Ponty und Jean-Paul Sartre. Als er in Havanna nach unserer Abreise Sartre – gemeinsam mit Simone de Beauvoir – empfängt, ist dieser überrascht, in dem Guerillero einen hochintelligenten und gelehrten Menschen zu entdecken. Ernesto verschlingt ungefähr ein Buch pro Tag, weil er jede freie Sekunde dazu nutzt, sich in seine Lektüre zu vertiefen. Seine besondere Liebe gilt *Don Quijote*, den er sechsmal gelesen hat, und dem *Kapital* von Karl Marx, das er für ein Kulturdenkmal menschlicher Erkenntnisfähigkeit hält. Pablo Nerudas *Canto General* (Der große Gesang)¹¹ kann er auswendig; es ist ihm zur Gewohnheit geworden, während der Angriffe Verse daraus zu rezitieren. Schon als Kind suchte er in Lyrik und Prosa Zuflucht, wenn es gefährlich wurde. In der Poesie und im Mate – jenem in Argentinien sehr beliebten bitteren, teeartigen Gebräu aus den Blättern des Mate-Strauchs, das man durch die *bombilla* trinkt, eine Art metallisches Röhrchen, dessen Ende mit winzigen Löchern durchsiebt ist. Außerdem schreibt er göttlich schön. Obwohl er sich nie als Schriftsteller gefühlt hat, hinterließ er ein dreitausendseitiges Œuvre aus Tagebuchaufzeichnungen, Essays, Vorträgen und einem Leitfaden zur Kriegsführung: so umfangreich und von solcher Qualität, dass der kubanische Autor Julio Llanes dem Schriftsteller Che »zwischen Leben und Literatur« ein Buch gewidmet hat¹².

Um sich unbeschwert in Havanna und Umgebung bewegen zu können, hat mein Vater von Ernesto einen Wagen mit Chauffeur verlangt, weil er sich von der Stellung Ches Vorteile, sozusagen Naturalleistungen, erhoffte. Er hat seinen Sohn völlig falsch eingeschätzt: Dessen Wesen begehrt jetzt mehr denn je gegen die kleinsten Privilegien auf, einschließlich oder gerade solche für seine Angehörigen. Ernesto hat darauf bestanden, wie ein einfacher Soldat, mit 125 Dollar monatlich, entlohnt zu werden. Er weigert sich, mehr zu verdienen als seine Männer, auch wenn andere »Würdenträger« des Regimes jeden Monat